Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 10 (1958)
Heft: 12

Rubrik: Blick auf die Leinwand

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

A TOWN LIKE ALICE. ('Eine Stadt wie Alice,' 'Marsch durch die Hölle')
Produktion: England, Rank, Pinewood
Regie: J. Lee
Besetzung: Virginia McKenna, Peter Finck, Marie Lohr
Verleih: Victor-Film.

ZS. Endlich kommt dieser englische Film, der im Ausland zu grossen Erfolgen führte, auch bei uns wieder in Umlauf. Es ist die unerhörte Geschichte einer Gruppe internierter weisser Frauen und Kinder in den Ländern des fernen Ostens unter japanischer Herrschaft. Gefangene, mussten sie einen furchtbaren Marsch durch den Dschungel antreten, während die Männer ins Gefangenenlager wanderten. Was sie hier erleben, wie viele zugrundegehen, wie Krieg und Feind sich ihnen in der unbarmherzigen, tropischen Natur entgegenstellen, wird hier packend geschildert. Schliesslich ereilt auch die japanische Bewachung ihr Schicksal, und die Reste der Ueberlebenden finden Rettung in einem Malayendorf bis zum Kriegsende.

Es ist ein geschlossenes Dokument gegen Grausamkeit und Unmenschlichkeit gegenüber Wehrlosen daraus geworden, ja gegen eine sinnlose, aus Hass geborene Kriegführung überhaupt, welche durch die englische Zurückhaltung in der Gestaltung stark gewinnt. Aber auch ein Ruhmesblatt für die Ausdauer, den Stolz, die Klugheit und die Würde der Frauen. Alles wirkt echt und atmosphärisch, selbst die obligate Liebesgeschichte stört infolge der guten Charakterisierung nicht sehr. Schade nur, dass der Film etwas spät kommt und gegenwärtig nicht mehr (oder noch nicht wieder) aktuell ist. Doch strömt der menschliche Gehalt eine gewisse Zeitlosigkeit aus.

Leben im Kriege zwischen Weiss und Gelb, wo sich die Charaktere enthüllen und auch Frauen und Kindern fürchterliche Leiden bringen.

PEYTON PLACE

Produktion: USA.
Regie: M. Robson
Besetzung: Lana Turner
Verleih: Fox-Film

ms. Ueber den Film, den Mark Robson nach dem Roman "Peyton Place" von Grace Metalious gedreht hat, kann man ebenso rasch wie über das Buch hinweggehen. Buch und Film sind eine Kleinstadtchronik, geschrieben aus der Sicht einer Autorin, die den Mitbürgern, Kleinbürgern, hinter die Gardinen blicken möchte. Die Bürger wollen in Glanz und Ansehen ihre Tage verbringen, aber sie haben alle ihre geheimen Laster, ihr Puritanismus ist bleichsüchtig, ist Lüge, nicht ehrliche Lebenshaltung. Die Jungfern sind böse Klatschbasen, die Jugend, sich nach freierer Lebensart sehnend, leistet gegen die Scheinmoral Widerpart, sie sind indes, nicht nur in den Augen der prüden Eltern, zügellos, es kommt zu Vergewaltigung und Totschlag, die Leviten werden gelesen, die Flucht vor den begangenen, vergangenen Sünden wird ergriffen, indem man neue Sünden begeht.

Mark Robson hat dem Stoff, so wie er ihn im Film gestaltet, einen konfektionären Zuschnitt gegeben; das hat immerhin den Vorteil, dass das Buch an Geschmack überboten wird, denn dieser Roman ist billig, ist Bürgerschreck und Kolportage aus dem Geiste kleinbürgerlichen Schnüfflertums. Natürlich, man darf seine Freude haben, dass gegen Scheinmoral manches Tapfere gesagt wird. Aber das genügt nun denn doch nicht, einem Film Charakter und Rang zu geben. Robson hat den kräftigen künstlerischen Zugriff nicht mehr wie in "Champion", wie sogar noch in "Bitterer Lorbeer". Er hat sich mit der Hollywood-Konfektion zufriedengegeben, also mit genau dem, was er anprangert: der Scheinmoral, der kleinbürgerlichen Prüderie, der Kleinkrämernatur. Er schildert das Leben eines amerikanischen Städtchens nicht realistisch unerbittlich, sondern mit einer rosa färbenden Brille auf der Nase. Die Wahrheit wird in Halbwahrheit umgebogen, die Figuren haben keine klaren Profile. Es ergeben sich aus ihren Reden und Handlungen keine zwingenden Entwicklungen, die dramaturgische Konsequenz fehlt. Mark Robson ist, wie auch Grace Metalious, ein Puritaner, der den Puritanismus anrempelt. Die Sache wird schon beinahe komisch.

DIE PRINZESSIN VOM WOLFGANGSEE

Produktion: Oesterreich
Regie: Dr. H. Reinl
Besetzung: Marianne Hold, G. Riedmann, Joe Stöckel
Verleih: Rex-Film

ms. Die Filmproduzenten an der schönen blauen Donau bekommen nie genug von der alten Kaiserherrlichkeit Wiens. Diesmal lassen sie eine junge schöne Prinzession einen Garagistenjüngling lieben. Bevor die beiden, die in einer bereits vom Bürgertum infiszierten Welt leben, heiraten können, müssen sie freilich mancherlei Widerstände überwinden, mancherlei Intrigen aushalten. Es geht natürlich nicht traurig, nicht tragisch zu. Man befindet sich ja nicht im Milieu der Primogenitur. Die beiden dürfen sich schliesslich kriegen. Die Störungsmanöver sind eher ein Jux als ernstliche Hindernisse.

ES GESCHAH IN EINER HEISSEN SOMMERNACHT (L'Otage du Gang)

Produktion: USA.
Regie: David Friedkin
Besetzung: Leslie Nielsen, Colleen Millor, E. Andrews
Verleih: MGM-Film

ms. David Friedkin hat diesen amerikanischen Kriminalfilm zu dem machen wollen, was John Huston aus seinen Abenteuergeschichten jeweils macht: ein Drama der Ironie des Schicksals - des Schicksals nämlich, dass der Erfolg eines Unternehmens in keinem, ja in einem lächerlichen Verhältnis steht zu den Anstrengungen, mit denen dieses Unternehmen vorbereitet worden ist. Der Film erzählt von einem Ueberfall auf eine Bank in einer amerikanischen Provinzstadt. Die Gangster erbeuten aber nicht reiche Schätze, sondern nur Kleingeld. Ein vorwitziger Journalist steckt seine Nase in die Sache, gerät in Auseinandersetzung mit den Gaunern und bekommt einige Kratzer aus den Pistolen ab, was ihn dann freilich nicht hindert, frisch und fröhlich eine Sensationsgeschichte - eben die Geschichte dieser heissen Sommernacht - zu schreiben. Der Film hat Spannung, die Spannung des routinierten Kriminalfilms, mehr nicht, stört durch einige psychologische Mängel und zeitweilige Konfusion und setzt seinen sehr minutiösen Realismus durch die Charakteristik der unmöglich gesehenen Frauen ins Unrecht.

DAS HALBBLUT VON SAIGON (La mort en fraude)

Produktion: Frankreich
Regie: M. Camus
Besetzung: Ann Méchard, Daniel Gélin
Verleih: Compt. Cinématographique

ms. Das ist das Erstlingswerk des jungen französischen Regisseurs Marcel Camus. Sein Originaltitel lautet "La mort en fraude". Der Film hat Kraft, doch fehlt ihm noch die letzte Geschlossenheit, eine restlos überzeugende Stileinheit. Den Stoff lieferte der Roman gleichen Titels von Jean Hougron. Darin wird erzählt von einem jungen Franzosen, der in Saigon im Jahre 1950, also während des indochinesischen Krieges, eine neue Stellung antreten will, unglücklicher Zufälle wegen aber in ein kleines Eingeborenendorf fliehen muss, wo aus dem engstirnigen Egoisten ein Streiter für die Humanität und die Rettung der eingeschüchterten Eingeborenen wird. Anlass zur Flucht ist eine Verwicklung mit Gangstern; dieser Teil der Geschichte ist ergebnislos gehandhabt. Das Leben des Mannes aber bei den Eingeborenen wird aber zum Gleichnis eines Menschen, der sich in der entscheidenden Grenzsituation befindet, sein Leben darin opfert, zum Wesentlich-Menschlichen aber hingeführt wird.

Es ist kein politischer Film. Es wird nicht gesagt, warum und wofür gekämpft wird. Es wird nur gezeigt, wo und wie gekämpft wird, in den Aeckern und Reisfeldern der armen Bauern Indochinas, grausam, blutig, brandschatzend. Der Krieg fordert nur Opfer, bringt nichts ein. Camus macht das in einem paradoxen Symbol sichtbar. Der Damm, den die Franzosen in Friedenszeiten errichtet haben, damit er den Eingeborenen das Land vor Ueberschwemmungen bewahre, muss gesprengt werden, damit die Felder von neuem überschwemmt werden, dieses Gebiet also vom Krieg verschont bleibt, weil es für den Gegner nun ohne Interesse ist. Die Bauern haben nun wieder ein schweres Leben, aber sie können ihre Arbeit in Frieden vollbringen. Das Zeichen des Friedens, der Damm, muss vernichtet werden, damit der Krieg ferngehalten werden kann: welche Unsinnigkeit und welche schreckliche Konsequenz.

Marcel Camus gestaltet episch breit. Seine Erzählart schreitet sehr langsam und sehr quälend voran, hat aber die Lyrik auch des impressionistischen Beschreibens. Der Stoff ist manchmal der Kolportage nahe, aber die Gefahr wird vermieden, weil die Bildgestaltung nicht exotisch überschwänglich, sondern sehr zurückgenommen ist und im Andeuten mehr den Ausdruck sucht als in der direkten Benennung. Die Liebesgeschichte ist nicht romantisch eingeschoben, sondern sehr diskret dargestellt. Der Film ist in seiner optischen Präsenz ein Sinnbild für die Wüstenei des Krieges, die Wüstenei der Verlorenen, die ihr Leben zwischen Ergebenheit und Hoffnung zubringen. Dass dabei die Sequenzen der Hoffnungslosigkeit, der grossen entsetzlichen Leere besser gelingen als die Sequenzen der Friedlichkeit, mag aus der Stimmung unserer Zeit zu erklären sein, die dem Abgründigen sicherere Formulierungen abzugewinnen imstande ist als dem Lebenswilligen und Lebensordentlichen.

DER ARZT VON STALINGRAD

Produktion: Deutschland, Divina.
Regie: G. v. Radvanyi
Besetzung: O. E. Hasse, Eva Bartok
Verleih: Neue Interna

ZS. Ein Film Radvanyis erweckt immer unser Interesse, ist er doch der Schöpfer des unvergesslichen Werkes "Irgendwo in Europa" und vermag sein Können trotz aller Kompromisse mit der Geschäftsfilm-Industrie, die er eingehen musste, nicht zu verbergen. Hier hat er versucht, eine Brücke der Menschlichkeit über den eisernen Vorhang zu schlagen, zu beweisen, dass auch die Russen bei aller fanatischen Gläubigkeit an die marxistischen Dogmen auf Menschlichkeit anfällig seien, dass diese stärker als der tiefste Völkerhass und brutale Gewalt ist. Im Zentrum steht ein deutscher Militärarzt, der im Lager von Stalingrad seine Mission als Helfer bei Freund und Feind kameradschaftlich zu erfüllen suchte, vielen Gefangenen ein Retter wurde und auch den Russen durch die Zivilcourage, die er bewies, Respekt abnötigte. Sogar freiwillig blieb er zurück, bis die Letzten des Lagers heimkehren konnten.

Ein schwieriges Beginnen und nur in bescheidenem Umfange geglückt. Angesichts von allem, was aus Russland bekannt geworden ist, hätte nur eine einzige Möglichkeit bestanden, um es überzeugend durchzuführen: der Dokumentarstil. Eine ganz sachlich und mit unerbittlichem Willen zur Wahrheit gestaltete Schilderung, wie es wirklich war, hätte das Unterfangen gelingen lassen können. Doch dann wäre der Film vermutlich ganz anders herausgekommen, hätte mit diesen Intentionen überhaupt nicht gedreht werden können. Man spürt leider sogleich die Herkunft des Stoffes, der einem Illustrierten-Roman entnommen ist, einer zu Konzessionen aller Art bereiten Phanthasie eines Autors von Unterhaltungsromanen. Auch im Film überwiegen die romanhaften Züge so stark, dass unvermeidlich der Eindruck entsteht, einem blossen Phantasiegebilde beizuwohnen, vielleicht einem blossen Wunschtraum vieler Deutscher, die Russen möchten doch so sein, wie sie hier zum Teil gezeigt werden, um mit ihnen ein vernünftiges Gespräch beginnen zu können. (Diesem Wunschdenken verdankt der Roman auch zum Teil seinen Erfolg in Deutschland). Wir können diese Hoffnung leider heute auf Grund der historischen Ereignisse in Russland und neuestens jener in Ungarn nicht teilen. Und dieser Film kann uns bestimmt nicht zu einer andern Ansicht führen.

Das ändert allerdings nichts daran, dass er, mit der nötigen kritischen Einstellung betrachtet, trotzdem sehenswert ist, denn Radvanyi hat es hier wiederum verstanden, nicht nur sehr gute Bilder zu erzeugen, sondern auch durch eine gewandte Regie manche der romanhaften Klippen bemerkenswert zu umfahren, naheliegende, feuchte Sentimentalitäten elegant zu überspringen, überhaupt Plattheiten zu vermeiden. Seiner Herkunft und seiner Absichten wegen konnte es kein grosser Film werden (abgesehen von den kommerziellen Kompromissen), aber er ist doch ein bemerkenswerter Versuch der tastenden Auseinandersetzung mit dem für Deutschland lebenswichtigen russischen Problem und dem russischen Menschen. Sicher nicht den Tatsachen entsprechend und mit manchen geschäftlichen Konzessionen, aber von einer anständigen Grundhaltung und in der Form überdurchschnittlich.

Die russische Aerztin und der gefangene deutsche Arzt: Menschlichkeit über den eisernen Vorhang?

DER FALSCHE MANN. (The wrong man)

Produktion: USA, Warner
Regie : A. Hitschcock
Besetzung: Henry Fonda, Vera Miles
Verleih: Warner Bros.

ZS. Ein Hitschcock-Film mehr, wird man denken. Der alte Routinier des Kriminalfilms, der atmosphärischen Spannung, der mit den Zuschauern so gern Verstecken spielte, der niemanden ernst nahm, aber jedermann amusierte, scheint diemal statt einer chamäleonartigen Hexerei einen schlichten Ausschnitt aus dem Alltagsleben geben zu wollen. Oder ist es vielleicht eine neue Maske des Vielgewandten, der, müde der alten Taschenspieler-Kunststücke, es diesmal mit einem einfachen Sachverhalt versucht, "die Bürger zu verblüffen?"

Ein harmloser Musiker in bescheidenen Verhältnissen wird von der Polizei festgenommen und mit der Urheberschaft von Raubüberfällen belastet. Wiederholt wird er von Augenzeugen als Täter identifiziert und nun durch die ganze, niederdrückende Maschinerie des Beschuldigten geschleust. Alles spricht gegen ihn, sein Entlastungsbeweis misslingt, die Frau wird ob der Sache trübsinnig und muss interniert werden, die Verurteilung ist sicher. Da wird der wirkliche Täter, der Doppelgänger, festgenommen. Alles war nur eine Verwechslung, ein Identitätsirrtum. Der Film betont, dass es sich um getreue Darstellung eines wahren Sachverhaltes handle.

Es wäre eine glänzende Gelegenheit, die Fragwürdigkeit aller irdischen Gerichtsbarkeit zu schildern, die schweren Eingriffe in die Rechte eines Einzelmenschen, die sie sich so oft trotzdem gestattet, zündend darzutun. Aber Hitschcock ist kein Cayatte, ihm kommt es letztlich doch um kaum mehr als auf Unterhaltung an. Zwar bekommt man an einzelnen Stellen das Gefühl, er sei vom Geschehen innerlich bewegt. Doch seine Haltung ist so kühl-berichtend, so stark auch dem Aeussern verhaftet, dass kein innerer Sinn des Geschehens sichtbar wird, nicht einmal eine sichere Tendenz, überhaupt keine Einstellung dazu, kein Protest. Hitschcock hat sich anscheinend so sklavisch an die äusserer Wahrheit gehalten, dass die innere, wichtigere, im Dunkel bleibt. Ein Irrtum über die Identität eines Menschen - was weiter?

Ausgezeichnet dagegen die Darsteller: Fonda, der zwar in einer selbst für diesen zurückhaltenden Künstler allzu passiven Rolle des erschütterten Dulders nicht sein Bestes geben kann, und Vera Miles, die eine vollendete Charakterstudie einer depressiv gewordenen Frau gibt. Dass zwischenhinein Rosenkränze in Grossaufnahmen, süsse Christusbilder mit dem bekannten, himbeerfarbenen Herzen und Madonnen-Statuen aus Gips im "Betrieb" gezeigt werden, ist zwar keine Ueberraschung mehr, wirkt aber durch die Wiederholung nur noch abstossender. Ein interessanter Film trotzdem, wenn er auch das wichtige, aufgeworfene Problem nicht kritisch behandelt.

DER SECHSTE MANN (Tous peuvent me tuer)

Produktion: Frankreich
Regie: H. Decoin
Besetzung: Anouk Aimée F. Perier, P. van Eyk
Verleih: Comptoir cinémat.

ms. Henri Decoin hat diesen Kriminalfilm unter dem Titel "Tous peuvent me tuer" inszeniert. Er ist typisch für Frankreichs Geistesverfassung. Seine Handlung besitzt Spannung, Ueberraschungen und Pointen. Aber sie hat auch viel äusserliche Effekte, viel Aufgesetztes, zuweilen auch verdichtet sich die Atmosphäre, die wie immer in solchen französischen Filmen mit Geschick gehandhabt wird, in etwas Drohendes und Schreckliches, in ein Grauen. Dabei erinnert Decoin auf Schritt und Tritt an Jules Dassin (und seinen "Rififi"), dessen Intensität und Geschlossenheit, Stileinheit und Dichtigkeit er freilich nie erreicht. Lediglich fällt, weil diese geschlossene Art fehlt, der Sadismus unangenehm auf, die Brutalität der Handlung, die Lust am Morbiden und Zynischen, die hier eben nicht eingebettet ist ins Künstlerisch-Befreiende. Diese Freude aber am Angekränkelten und Brutalen, sie ist ein Zeichen für den kranken Gemütszustand des französischen Films.

Bildschirm und Lautsprecher

EUROPAEISCHE ARBEITSTAGUNG DES WORLD COMMITTEE FOR CHRISTIAN BROADCASTING

RL. Ueber fünfzig Delegierte aus acht westeuropäischen Ländern haben in Stockholm die vielfältigen Probleme erörtert, die sich für die praktische Arbeit der Kirchen in Radio- und Televisionsprogrammen stellen. Lehrreich und instruktiv waren Ausschnitte aus religiösen Sendungen, die von einzelnen Delegationen vorgeführt und kommentiert wurden; man sah und hörte gut Gelungenes und in die Zukunft Weisendes, aber selbstverständlich auch Umstrittenes. Im Sektor Radio vermochten vor allem zwei holländische Programme anzusprechen: "Deep River", ein Spiel, welches über die rational erfassbaren Tatsächlichkeiten hinausstossend und an die ewigen Fragen von Vergänglichkeit und Tod rührend, faszinierte - wohl nicht zuletzt durch die gute unterlegte moderne Musik; "Das alte Gasthaus", ein Hörspiel, welches das Gleichnis vom barmherzigen Samariter in die Gegenwart transponierte und als Beispiel diente, wie Chansons in religiöse Sendungen eingebaut werden können. Seitens der Holländer wurde immer wieder betont, dass nur die besten Kräfte gut genug seien, um derartige Programme zu kreiern (die Holländer sehen sich denn auch in der glücklichen Lage, einige Theologen zur Hand zu haben, die zugleich Dichter sind; überdies verfügen sie über Musiker, die aus echtester Glaubensüberzeugung heraus Chanson und Swing in den Dienst der Kirche zu stellen wissen). Ein ganz grosses Echo finden in den Niederlanden die Gespräche zwischen einem jung verlobten Paar - er ist Atheist, sie Christin -, wobei sich die Beiden mit bestimmten Fragen an die Hörer wenden: "Wie würdest Du entscheiden, lieber Hörer?" Oder "Kannst Du aus Deiner Erfahrung heraus raten, lieber Hörer?" In einer der letzten Diskussionen ging es darum, dass die jung Verlobten mit dem Roller gemeinsame Ferien machen wollten. Ihnen selber war klar, wie sie sich verhalten sollten. Aber die Eltern äusserten ihre Bedenken, und der Hörer wurde Zeuge ihrer Zwiegespräche, und wiederum schloss die Sendung mit der Frage: "Und nun, was sagst Du dazu, lieber Hörer?".

Die Televisionsprogramme, welche die holländische Delegation vorführen liess, machten deutlich, dass die Kirche in dieser Sparte ganz am Anfang steht und die richtigen Formen erst noch zu suchen hat. Das bekannte Wort "Die Not des Rundfunks ist nicht eine Stoffnot, sondern die Not der Gestaltung" trifft für die Television ganz besonders zu. Immerhin war die BBC London bereits in der Lage, ganz beachtliche Sendungen zu zeigen; grossen Eindruck hinterliess vor allem eine Kinderstundeüber den ersten unbekannten Chinamissionar, der vielleicht Theodorus geheissen haben mag.

Canon R. McKay, Chef des "Religious Department" der BBC gab in einem anregenden Referat aus jahrelanger Erfahrung schöpfend einen Strauss von praktischen Beispielen, wobei sich in schönster Weise bestimmte Grundlinien für kirchliche Radioarbeit herauskristallisierten. McKay unterschied zwischen Sendungen, die den Glauben der Kirchgänger stärken und vertiefen sollen und solchen, die das Evangelium dem modernen Menschen in einer ihn ansprechenden Form vermitteln müssten. Selbstverständlich sendet die BBC Programme, die als "semi-devotional" bezeichnet werden und die sowohl Kirchgänger wie Randsiedler erreichen möchten. McKay erwähnte für Kirchgänger: Sendungen über Missionsprobleme (How to bring the word of God to the Nations); Sendungen, die zeigen, wie biblische Stoffe im Bereich des Abendlandes Kunst und Künstler inspiriert haben; dramatisierte Bibeltexte, die jedoch ihrer Art nach mehr an die flüchtige Gefühlswelt als an das Herz appellieren; Bibellesungen mit verteilten Rollen und untermalender Musik (die BBC hat auf diese Weise das ganze Buch Jona lesen lassen); Leute, die versprochen haben, eine Woche lang ein bestimmtes Bibelwort in die Tat umzusetzen, erzählen von ihren Erlebnissen.

Den "Randsiedlern" bietet die BBC folgendes an: Serien mit dem Titel "Under the hammer", "God and Caesar", "The Parson and the Showgirl". Auf sehr grosses Interesse stiess auch die Reihe: "Things they say", in welcher bekannte Gemeinplätze in Bezug auf Religion unter die Lupe genommen wurden; "Schon mein Vater hat immer gesagt, die ewige Liedersingerei und das Kirchgehen sei nicht nötig; man soll nett zu den Leuten sein, dann ist alles in Ordnung". McKay schloss seine Ausführungen mit folgenden Thesen: ein religiöses Programm muss gut sein; nur die besten Kräfte dürfen eingesetzt werden; das Programm muss hart und vital sein; es tut nichts zur Sache, wenn in der Diskussion der Christ verliert; entscheidend ist die Tatsache, dass Fragen diskutiert werden, die wirklich Fragen sind, und nicht solche, die man künstlich aufgezogen hat oder die zu harmlos und typisch kirchlich geprägt sind.

Die Bedeutung, die der Musik in den kirchlichen Programmen zukommt, wurde augenfällig durch die Anwesenheit von Musikdirektor Geerink Bakker und F. A. Mehrtens (Niederlande) und Landeskirchenmusikdirektor Gerhard Schwarz, Deutschland, unterstrichen. Wir werden auf ihre Ausführungen in einer der nächsten Nummern zurückkommen.

Die Stockholmer Konferenz machte einmal mehr klar, dass die evangelischen Kirchen unserer Nachbarländer eine gute Form gefunden haben, in Rundfunk und Television mitzuarbeiten. Die Anwesenheit des Fachmannes, des Theologen, in den Funkhäusern, ist dort eine Selbstverständlichkeit. Diese Theologen, die sich alle vollamtlich mit Radio- und Fernsehfragen befassen, sind nicht nur die theologischen Berater, sondern sie gestalten als Radioleute ihre Sendungen, greifen immer wieder neue Pläne auf und sind gleichzeitig die gegebenen Verbindungsleute zu ihren jeweiligen Kirchen. Wir sind der guten Zuversicht, dass die Erkenntnis, dass auch in unserem Lande eine ähnliche Lösung gesucht werden muss, sich früher oder später durchsetzen wird.